

Bericht

Eines Widerstandskämpfers F.T.P. von 16 Jahren,
nach Buchenwald deportiert mit 18 Jahren.

Betroffener und Zeuge

1942 - 1945

Roger Detournay

RÉCIT

d'un résistant F.T.P. de 16 ans,
déporté à Buchenwald à 18 ans,



Acteur et Témoin.

1942 – 1945

par Roger DETOURNAY

Aus dem Französischen übersetzt von Christine Schneider

Medlerstraße 21, D – 06618 Naumburg / Saale im Oktober 2004

Bericht von Roger Detournay 1942 – 1945

1. Das Wesen der „Resistance“ (Widerstandsbewegung in Frankreich)

Ich war sehr jung, als der Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940 geschah. So konnte mein Inneres noch nicht die vaterländischen Gefühle spüren, die jene antrieb – so unseren Anführer General de Gaulle – die den Untergang des Vaterlandes nicht zulassen wollten.

Zwei Jahre lang machte ich meine berufliche Ausbildung als Dreher (Metallbranche) in Chartres. Während dieser zwei Jahre, die dem Zeitpunkt meines Eintritts in die Resistance vorausgingen, sah ich dazu keinerlei Anlaß.

1942 jedoch war ich Zeuge so vieler schändlicher Taten unserer deutschen Feinde, daß ich mich entschied, im September in die Bewegung FTP in Chartres einzutreten.

Dies war der Beweggrund, der mich zu diesem Zeitpunkt dazu antrieb: ich fühlte mich ganz als Patriot. Wir hatten derzeit eine Regierung, die ohne Legalisierung durch das Vaterland arbeitete. Ich dachte auch sehr oft an die Fernen. Ich verstand nun, was sie aushalten mußten, welche Leiden sie während dieser fünf langen Jahre trugen fern von ihren Lieben und heimatlichen Familien. Vor allem, wie schlimm es ist, wenn man von den Menschen und der Sache getrennt ist, mit denen man am tiefsten verbunden ist. Ehe ich selbst deportiert wurde, maß ich dem schon eine große Bedeutung zu. Aber in der Gefangenschaft und später im Lager habe ich es erst richtig verstanden. Als ich im Gefängnis von Chartres ein Paket erhielt, sah ich zu allererst nicht die guten Dinge, die darin waren, sondern ich sah die Hände meiner lieben Mutter und Schwester, die dieses Paket gepackt hatten.

Eines Tages – das Datum kann ich nicht mehr genau ausmachen – zog ich los, meinem Kameraden Guy Deseyne zu folgen. Ich wußte, er arbeitete seit einiger Zeit gegen die „boches“. Ich trat in die Gruppe der Resistance ein, in der er tätig war. Ich wurde beauftragt, Flugblätter mit antideutscher Propaganda zu verteilen. Das tat ich von September 1942 – August 1943. Ab da wurde ich von meinen Vorgesetzten für gefährlichere Aktionen eingesetzt: Sabotagen, Attacken gegen Mitglieder der Besatzungsarmee, Hilfe für solche, die sich dem Besatzungsregime verweigerten, Angriffe gegen Rathäuser und zu legende Brände. Es war viel gefährlicher als das bisher von mir Verlangte, aber ich sah die Arbeit der Älteren und folgte ihrem Beispiel. Ich hatte keine Angst. Wenn mich Furcht befiel, dachte ich an alle, die für die Ehre Frankreichs kämpften. Ich dachte an die Helden der Revolution, an den jungen republikanischen Tambour Joseph Bara und an alle, die dafür starben, daß Frankreich frei würde. Ich sah in Gedanken den großen Unbekannten, der unter dem Arc de Triomphe ruht, der sein Leben hingab, damit wir nicht die gleichen Ängste und Nöte durchmachen sollten. Es waren auch die 1 500 000 Kriegsgefangenen, die mich stützten und mir sagten, mein Opfer werde nicht vergeblich sein. Ich war ja in die Bewegung FTP nicht als Bandit eingetreten, sondern als Franzose, der sich seiner Pflicht dem Vaterland gegenüber bewußt war. Bis zum 6.7.1944, dem Tag meiner Verhaftung, habe ich die Aufgaben, die man mir anvertraute, gewissenhaft erfüllt.

2. Verhaftung am 6.7.1944

An diesem Tag war ich Aufseher für die Wachmannschaft der Schienenwege nach Saint Prest. Sehr erschöpft war ich etwas eingeschlafen, denn seit der Landung der Alliierten schliefen wir kaum noch. Trotzdem schlief ich nur mit einem Auge, da hörte ich Lärm von Stiefelritten. Das beendete den Kurzschlaf sofort. Ich sah deutsche Soldaten auf mich zukommen. Einer sagte: "Ihre Ausweise!" Ich gab sie ihm. Als sie sahen, wer ich bin, durchsuchten sie mich. Sie befahlen mir, ihnen zu folgen. Ich erfuhr beiläufig, daß sie schon bei meinen Eltern gewesen waren, denen sie erklärt hätten, ich arbeite politisch und sie kämen, mich zu verhaften. Da ich nicht zu Hause war, gaben meine Eltern an, wo ich mich aufhielt. Ich stöhne heute noch, wenn ich an den Schmerz denke, den meine Eltern, Brüder und Schwester dabei durchlitten haben.

Als die „boches“ sahen, daß ich keine Waffen bei mir trug, versuchten sie, mich zum Reden zu bringen. Da ich nicht preisgab, was ich wußte, fingen sie an, mich zu schlagen. Nachdem sie mir einige harte Faustschläge auf den Rücken und in die Magengrube versetzt hatten, mußte ich in einen Peugeot 402 steigen. Sie brausten ab in Richtung Chartres. Aber ehe wir dort ankamen, hielt das Auto, ich mußte aussteigen. Sie drohten: "Wenn du nicht aussagst, jagen wir dir zwölf Schüsse auf den Balg!" Ich war nicht sehr fest, aber ich wollte es sie nicht spüren lassen. Ich verweigerte wieder die Antwort. Nochmal wurde ich geschlagen. Dann nahmen sie die Fahrt Richtung Chartres wieder auf. Wir kamen unterwegs am Haus von Henry Jory vorbei. Er war mein Kamerad in der konspirativen

Tätigkeit. Ich dachte an ihn und sagte zu mir selbst: "Wenn er bloß nicht auch verhaftet wird!" Wir erreichten das Gefängnis zwischen 1 und 2 Uhr nachts. Ich wurde erneut leibesvisitiert. Man entledigte mich meiner Schnürsenkel, des Gürtels, Geldes und Brieftasche, mit einem Wort alles dessen, womit man eine Flucht bewerkstelligen könnte. Danach wurde ich in eine Zelle geführt, wo man mich mit meinen Gedanken allein ließ. Diese waren nicht froh, aber ich war so erschöpft von dieser schrecklichen Nacht, daß ich trotz allem einschlief. Ich ruhte schlecht und wachte zeitig auf. Wie groß war mein Erstaunen beim Erwachen, als ich ein großes schwarzes Kreuz erblickte, das auf die Zellenwand gemalt war. Ich wußte nicht, ob das ein Gefangener gemacht hatte, oder ob sie es haben anbringen lassen, um die Phantasie ihrer Opfer anzustacheln. Trotz allem hatten mir die wenigen Stunden der Ruhe mein inneres Gleichgewicht zurückgegeben. Ich fühlte mich voller Mut, meinen Peinigern gegenüberzutreten. Ungefähr um 8 Uhr öffnete sich die Zellentür, ein Wärter gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Er führte mich in einen Raum, wo man mich 30 Minuten lang verhörte. Ich sagte nichts. Ungefähr zwei Stunden später ein neues Verhör. Dieses Mal sehr kurz. Es dauerte nur fünf Minuten. Ich schwieg wieder. Bei Rückkehr in die Zelle traf ich dort D. Da begriff ich, daß nun alles verloren war, weil man ihn auch verhaftet hatte. Deshalb entschied ich mich, ein Geständnis abzulegen über das, was nicht mehr zu verbergen war. – Die Deutschen brachten mich dann in eine Zelle, in der sich bereits Verurteilte befanden. Diese fragten mich nach dem Grund für meine Verhaftung. Ich sagte es ihnen. Anstatt mich moralisch zu stärken, sagten sie: "Das ist sehr ernst. Du wirst bei deiner Verurteilung mit dem Tode abschneiden." Ich war nicht sehr stark, aber ich wollte diesen Kerlen nicht zeigen, daß ich Angst hatte. Darum antwortete ich: "Man wird sehen... Die Alliierten rücken an. Ich habe Mut." Es kam mir der Gedanke, es könnten unter ihnen Agenten der Gestapo sein, dazu ausersehen, unsere Moral zu untergraben. Glücklicherweise war ich durch den Kontakt zu ihnen nicht geworden wie sie. Ein Kamerad, den ich am Ende meiner Gefangenschaft traf, sagte: "Gefängnis erniedrigt nur den, der sowieso ein Lump ist."

Am nächsten Tag, den 9.7., gegen 8 Uhr, wurde ich wieder in den Raum der Qualen geführt. Auf dem Weg dahin traf ich erneut D. Wir konnten nichts miteinander sprechen, aber wir wechselten einen Blick, der mehr aussagte als lange Gespräche. Ein Gestapo-Mann verhörte mich. Er fragte: "Haben Sie Waffen?" Ich antwortete: "Nein." Er fragte weiter: "Keinen Revolver, keine

Bomben, keine Granaten?“ Ich sagte wieder: „Nein.“ Auf meine negative Antwort hin, ließ er D. 3
eintreten. „Was habt ihr ihm gegeben?“ D. sagte: „Einen Revolver und mehrere Granaten.“ In
diesem Augenblick verabreichte mir der Gestapo-Mann einen gewaltigen Faustschlag in die
Magengrube, einen weiteren unters Kinn. Ich konnte nicht verbergen, daß ich am Ende meiner
Kraft war. Ich fühlte mich wirklich wie ein von einer Meute bellender Hunde verfolgter Hirsch. Der
Schinder nahm einen Ochsenziemer von der Wand und schlug mich zusammen. Als ich wieder zur
Besinnung kam, fragte er mich, mit wem ich zum Rathaus von Coltainville gefahren sei. Ich
sagte, ich wüßte nicht, wovon er spräche. Weil er keine Beweise hatte, glaubte er mir. Das tröstete
mich ein bißchen, denn ich dachte an drei Kameraden, die gleichfalls in Gefahr gerieten, wenn ich
aussagte. Sie brachten mich zurück in die Zelle. Dort war ich allein mit meinen Gedanken, denn ich
wollte mich nicht mit den Banditen verbünden, die man mir als Nachbarn gegeben hatte.
Zwei Tage später, am 11.7., führte man mich zur Gerichtskanzlei des Gefängnisses. Ich stieg in ein
Poizei-Auto, das mich ins Zentrum der Gestapo in der Straße der Alten Kapuziner brachte. Ich
betrat einen Raum, wo schon ein Gestapo-Offizier wartete. Wenn ich auch die Dienstgrade nicht
kannte, sah ich doch, daß es ein höherer Offizier war. Jedenfalls schien er eine Autorität unter den
anderen zu sein. Es waren noch zwei oder drei Unteroffiziere anwesend und eine Deutsch-
Schweizerin als Stenotypistin. Hier machte ich ein vierstündiges hartes Verhör durch. Es erschöpfte
mich, denn ich mußte sehr aufpassen, meine Kameraden nicht hereinzuziehen. Ich kann mich nicht
mehr im Einzelnen erinnern, wozu ich an diesem Tag befragt wurde, doch ging es immer um
Angriffe auf Ratäuser und Terror-Aktionen gegen ihre Armee. Sie konnten nichts aus mir
herauskriegen und brachten mich zurück ins Gefängnis. Ich wurde nicht wieder in die Zelle der
bereits rechtlich Verurteilten gesteckt, wo ich vorher gewesen war, sondern ich kam in Zelle Nr.18.
Dort fand ich zu meiner Freude acht Kumpels aus meiner Gruppe. Patrioten wie ich. In dieser Zelle
waren 15 Leute. Der Älteste war 22 J. alt und hieß Ernest Delepine. Leider ist er in Buchenwald
umgekommen. Doch habe ich nach der Befreiung zu meiner Freude seinen Bruder Jacques im
Schloß Corvier a Vouzon kennengelernt. Wir verbrachten dort gemeinsam einige
Erholungswochen.

Ich muß einfügen, daß diese Zelle für zum Tode Verurteilte vorgesehen war. Das nahm uns jegliche
Hoffnung, die uns noch geblieben war. Viele waren ganz verzweifelt. Ich verbarg, daß ich es auch
war. Im Alter von 18 Jahren sieht man dem Tod nicht mit einem Lächeln ins Gesicht. Noch fühlte
ich einen starken Lebensdurst in mir. Beim Gedanken, daß alles aus sei durch eine dumme Kugel,
die in mein Fleisch eindringt, war ich verzweifelt. Ich glaube, das Schlimmste war die Warterei.
Worauf warteten die Kriegsgefangenen? Auf Freiheit, d.h. auf den Zusammenbruch Deutschlands.
Und worauf warteten wir? Auf den Tod. Es kam noch hinzu, daß wir völlig von der Außenwelt
abgeschnitten waren. Während meiner Haft in Chartres und Paris habe ich nur einen einzigen Brief
von meiner Schwester erhalten. Mein Gott – was für einen Brief! Meine arme Mutter hat mir auch
geschrieben, aber die Schinder waren so grausam, ihn mir nicht auszuhändigen.
Eines Sonntags im Juli – ich kann mich nicht mehr genau an das Datum erinnern – öffnete sich die
Tür. Es war gegen 10 Uhr vormittags. Ein Wärter trat ein und rief mir zu: „Komm heraus!“ Mein
Herzschlag stockte. Ich beobachtete meine Kameraden. An der Art, wie sie mich ansahen, spürte
ich, daß sie sich keiner Illusion über mein Schicksal hingaben. Ich wurde erneut in den Raum für
Verhöre geführt. Im Gang war ich umgeben von einer Schar junger SS-Leute. Das machte mich
unsicher und nahm mir das letzte bißchen Zuversicht. Ich hatte keinerlei Chance zu fliehen. Im
Raum war der Gestapo-Offizier, den ich schon kannte, ein Unteroffizier zum Übersetzen und die
Schreibkraft. Sie verlas das Protokoll des vorausgegangenen Verhörs in französischer Sprache. Der
Offizier sprach deutsch mit dem Unteroffizier. Dieser sagte in schlechtem Französisch zu
mir: „Bösewichter verdienen den Tod, nicht wahr? Du bist ein Partisan, du wirst erschossen!“ Ich
mußte mein Urteil unterschreiben. Dann wurde ich in die Zelle zurückgeführt. Die Kameraden
fragten mich. Ich sagte, alles sei aus. Sie versuchten, mich zu trösten. Ich brauchte es sehr. Nach
einigen Minuten ging die Zellentür wieder auf. Jeder der Acht aus meiner Gruppe wurde aufgerufen
und zum Verhör gebracht. Dasselbe Zeremonial, dieselbe Verurteilung für Jeden. Ich überlasse es
euch, sich auszumalen, wie wir die folgende Nacht verbrachten. Vergeblich versuchten wir,
einander zu trösten. Es hatte keinen Sinn. Trotz allem: ich hatte noch ein Fünkchen Hoffnung. Die
Ereignisse werden zeigen, daß es richtig war. Wir werden sehen.....

Jetzt aber war nur Angst um uns. Das nahende Angesicht des Todes erdrückte uns.

Im Morgengrauen des 8. Tages, einem Montag, trat der Wärter, dem wir unterstellt waren, ein. Er hatte Papiere in der Hand und rief uns auf. Das ist das Ende, dachten wir. Man gab uns die kleinen Dinge ohne Wert zurück, die man uns zu Beginn der Verhaftung weggenommen hatte. Da dachten wir, daß wir nach Chavenne kämen. Chavenne ist ein Manövergebiet, das bekannt war für Erschießungen von Patrioten. Ich hielt mich zurück, auszurufen: "Execution Capitale!" Das war ihre Art, die Hinrichtung an vaterländischen Helden zu vollstrecken. Wie sind die Gefühle, die einen in so einem Augenblick bewegen? Ich glaube, daß ich jetzt keine Angst mehr hatte. Wenn alles verloren ist, wacht Heldenmut auf. Allein das Bedauern war in mir, die nicht wiederzusehen, die mich liebhaben. Ich dachte an meine gute Mutter, an meinen armen Vater, an meine großen Brüder, an meine Schwester, an Jeannine. In meinen Ohrenklang ein Kinderlied, das mein kleiner Bruder gern sang: "Geht Jesus in die Schule, dann kocht Maria Apfelbrei...." Es wäre wohl besser, mich nicht daran zu erinnern. So hätte ich vielleicht nicht mehr genügend Spannkraft, den Hinrichtungsschuss mit kaltem Blut hinzunehmen. Ich dachte, wenn ich ihnen schreiben könnte, würde mich das wohl ein bißchen trösten. Ich könnte ihnen sagen, daß sie sich meiner nicht schämen sollten, denn ich habe stets für das Wohl und die Ehre meines Vaterlandes gearbeitet. Es ging mir auch durch den Sinn, daß zur selben Zeit, in der wir zum Executionsplatz marschierten, der Heereszug der Alliierten heranrückte, um die „Große Weermacht“ zu vernichten. Aber das war für uns nur ein geringer Trost. Wenn wir je Zweifel am Schicksal unseres Vaterlandes gehabt hätten, wären wir nicht in die konspirative Arbeit gegangen. Im Gegenteil, wir waren sicher, daß unser Land stärker würde als jemals zuvor. Ein Priester, mit dem ich am Ende der Gefangenschaft zusammen war, sagte: "Sieh, mein Junge, aus einem großen Unglück folgt stets ein großes Glück!" Wenn ich an dieses Wort denke, sage ich mir, daß es schon seine Richtigkeit erwiesen hat im Schicksal Frankreichs, wo es mit feurigen Buchstaben eingeschrieben ist. Es sind die Siege, die unsere Truppen über die „boches“ davongetragen haben.

In der Annahme, daß sie uns nach Chavenne brächten, unterlagen wir einem Irrtum. Tatsächlich sahen wir durch die Gitter unseres Poizeiwagens, daß wir nicht in Richtung Chavenne unterwegs waren, sondern in Richtung Paris. Welche Erleichterung für uns! Das war ein neuer Aufschub, der uns gewährt wurde. Jede Stunde, die man uns noch am Leben ließ, gab uns eine kleine Chance auf Freiheit, die wir nicht bagatellisieren wollten.

Nach einigen Fahrstunden kamen wir in Paris im Gefängnis du Cherche Midi an. Wir wurden in Isolierzellen untergebracht und aufs Neue einer Leibesvisitation unterzogen. Wieder nahm man uns unsere Sachen weg, die für uns ohnehin wertlos waren. Man ließ uns lange in dieser ziemlich großen leeren Zelle. In den vergangenen Stunden war unsere Erregung sehr groß, nun wußten wir nicht, was wir machen sollten und starrten auf die weißgekalkten Wände. Ein oder zwei Stunden später holte man uns. Wir kamen zu einem deutschen Arzt, der uns fragte: "Läuse, Filzläuse, ansteckende Krankheiten?" Wir verneinten. Nach dieser kurzgefaßten Visite führte man uns in eine Zelle, in der sich schon ein Dutzend Verurteilte befanden. Ich will mich nicht über die Ernährung ausbreiten, die wir in diesem Gefängnis hatten. Sie schien aus Wasser zu bestehen, zu dem man nochmals Wasser geschüttet hatte. So verabreichte man sie uns auch später in Buchenwald. Wir blieben bis zum 15. August in Cherche du Midi.

3. Der letzte Gefangenentransport verläßt Paris – 15.8.1944 – 20.8.1944

Am 15. August mußten wir durch Paris marschieren und wurden schließlich auf dem Bahnhof von Pantin verladen. Hier möchte ich davon berichten, wie sich die Pariser Bevölkerung uns gegenüber verhielt. Wir erfuhren, daß Le Mans, Chartres und Orleans schon befreit waren. Durch Unruhe und Gedränge in der Menschenmenge bemerkten wir wohl, daß sich die „fridolins“ in Auflösung befanden. Wir sahen sie Reißaus nehmen zu Fuß, per Fahrrad und Pferdewagen. Trotz unserer unglücklichen Lage lachten wir uns ins Fäustchen. Dennoch konnten wir nicht ahnen, daß der Wind der Freiheit so nahe über unsere Hauptstadt weht. Feindselige Äußerungen der Pariser beantworteten die „boches“ mit Schüssen in die Luft. Es schien, daß sie dabei niemanden töteten noch verwundeten. Aber es gelang einzelnen Männern und Frauen, uns Proviant zuzustecken. Bevor wir in den Viehwagen stiegen – wir waren 80 Mann – gaben uns Schwestern vom Roten Kreuz zwei Essenspakete für je drei Mann. In unserem Waggon mußten wir sofort über das, was uns gehörte wachen, denn es begann gleich eine Klauerei.

Während der Fahrt kriegte ich mit, daß einige zu fliehen planten. Sie versuchten durch die kleinen Entlüftungsfenster zu entkommen. Ich fragte einen meiner Kameraden, ob er entschlossen sei, sein Glück zuprobieren. Er bejahte. Es waren zwölf. Sie lenkten zuerst die Aufmerksamkeit der SS-Wachtruppe, die für unseren Zug verantwortlich war, ab und fanden so die Möglichkeit, nach und nach abzuspringen. Als ein 13. Springen wollte, verfehlte er seinen Sprung und landete auf der Drehscheibe. Das verursachte großen Lärm. Die alarmierten Wachposten schossen und er war tot. Der Zug hielt an. Die „boches“ durchsuchten die Waggon. Ein Kamerad, der deutsch sprach, war der Meinung, man müsse ihnen sagen, daß sich die Flucht in unserem Waggon ereignete, ohne es zuzugeben, würden sie uns alle verantwortlich machen. Er rief sie und sprach in diesem Sinne mit ihnen über das Geschehene. Als sie aber merkten, daß es dreizehn waren, die fehlten, bestimmten sie Geiseln. Ein Kamerad protestierte. Da verpaßten sie ihm Faustschläge. Ein anderer, der sagte, er sei für nichts verantwortlich, erhielt auch welche. In diesem Augenblick gab es ein unbeschreibliches Handgemenge. Alles schrie. Die „boches“ schossen in die Menge. Ich wurde nicht verletzt, denn ich lag auf dem Erdboden, geschützt durch die, die drumherum standen. – Obwohl sie Geiseln bestimmten, gab es immer noch welche, die flüchteten. Ich entschied mich dagegen, denn ich hatte einen Kameraden als Geisel für mich. Dann nahm uns die SS unsere Kleidung weg. Wir waren nackt wie Würmer. Gut, daß es August war, aber die Nächte waren kalt und wir froren.

Der Konvoi startete wieder. Wir erstickten fast, denn man hatte uns zu 90 in einen Waggon gesteckt. Wir konnten uns nicht bewegen. Dennoch gelang es mir, einzuschlafen. Das hielt mich ein bißchen aufrecht. Die Fahrt ging immer weiter. Plötzlich ein Halt vor einem Tunnel. Durch die Fenster sahen wir, daß er durch einen Fliegerangriff zerstört war. Wir mußten aussteigen und unter strenger Bewachung in einen anderen Zug klettern. Am folgenden Tag mittags erreichten wir Nancy. Dort erfuhren wir von der Befreiung von Paris. Wir waren außer uns vor Freude. Alle dachten, daß es nun nicht mehr lange dauern würde. Von einer Brücke aus – der Zug hatte bei der Einfahrt auf der Brücke angehalten – sahen uns Leute von Nancy. Einige sprachen uns an, andere gaben Zeichen der Freundschaft. Um sie zu vertreiben, schossen die Deutschen in die Luft. Wir wurden noch einmal vom Roten Kreuz versorgt. Man gab uns Brot und Marmelade. Obwohl ich großen Hunger hatte, konnte ich vor Durst nicht essen. Es war mir, als hätte ich Feuer im Hals, das mich verbrennt. Wir fuhren weiter. Neuer Halt in Revigny. Ich dachte an Andre Maginot. Ich sah eine Statue von ihm vom Waggon aus und erinnerte mich daran, daß er es vorzog zu sterben. Aber wenigstens hatte er nichts von dem Verrat erfahren, der unser Vaterland besiegt hatte. – Schwestern vom Roten Kreuz verteilten wieder Lebensmittel. Die Deutschen wollten es ihnen verweigern, sie gaben an, wir seien Gefangene. Man gab uns aber einen Eimer Wasser. Ich weiß nicht wie, aber es gelang mir, ein paar Schlucke davon zu erhaschen. Es schien mir, als hätte ich noch nie in meinem Leben so etwas Gutes getrunken. – Unsere Fahrt ging immer weiter nach Osten. Nachts fuhren wir durch Straßburg. Nach der Brücke über den Rhein bei Kehl ging es weiter in Richtung Mainz. Dann

hielten wir stundenlang in einer Stadt, ich meine, es war Koblenz. Um uns waren nur Ruinen. Angesichts derer tauschten wir Gedanken, die unsere Wächter besser nicht erfahren sollten. Ich war ausersehen, den Kübel, der uns als Toilette diente, zu leeren. Zwei SSler begleiteten mich. Als wir an einem Becken mit fließendem Wasser vorbeikamen, verlor ich völlig die Kontrolle. Ich stürzte mich darüber und trank und trank. Einer der Wachposten wollte mich daran hindern, aber ich trank weiter bis ich einen Fußtritt in den Hintern bekam. Wir stiegen wieder ein, und unsere Fahrt ging weiter durch das feindliche Deutschland. Dann wurden wir gewahr, daß wir in einen großen Bahnhof einfuhren. Es war Trost im Unglück, daß der Haß, den sie uns spüren ließen, gegenseitig war. Wir waren in Weimar angekommen. Hier wurde unser Konvoi in zwei Gruppen geteilt, denn es gab bei uns einige Frauen, die in das Lager Ravensbrück umgeleitet wurden. Als diese uns verließen, sangen wir alle: "Ce n'est qu'un au revoir, mes freres...." (Es gibt ein Wiedersehen, meine Brüder). In dem wir uns dieser Demonstration hingaben, bewiesen wir unseren Quälern, daß uns unsere patriotischen Gefühle, die uns gegen die Gefangenschaft stark machten, nicht verlassen hatten. Wir werden immer Hoffnung haben. Dennoch – wir wußten jetzt noch nicht, daß neun Monate später das hochmütige Deutschland um Gnade bitten würde, und daß wir die Freude erleben sollten, uns alle wiederzusehen. Wieviele aber werden fehlen? Wir verweigerten den Gedanken daran. Außerdem kannten wir noch nicht genug die Methoden der Nazis.

4. Lager Buchenwald vom 20.8.1944 – 4.9.1944

Am 20. August erreichten wir Buchenwald. Es war 11 Uhr vormittags. Der Zug hielt genau vor den Kasernen der SS. Man warf unser Gepäck durch die Öffnung der Waggons. Man mußte kämpfen, das Seinige zurückzuerhalten. Es war ein unbeschreibliches Gedränge. Trotzdem konnte ich mein Zeug leicht bekommen, denn ich hatte es umsichtig in meinen Umhang gesteckt. Es fehlte nur mein Brotbeutel. Wir mußten aussteigen. Man befahl, uns in einer Reihe aufzustellen. Das geschah hin und wieder mit Schlägen von Ochsenziemern. Wir mußten eine Kolonne zu fünf bilden. So wurden wir zum Wachposten geführt. Hier wurden wir gezählt. Das ging nicht schnell. Mir kam der Einfall, die „Grün-Grauen“ könnten nicht zählen. Während dieser schwierigen Aktion schlugen sie einige Kameraden nieder. Wir standen auf einem großen Platz vor dem Lager mit dem ausdrücklichen Befehl, hier zu bleiben. Kumpels, die vorbeikamen, sagten uns, es wäre besser, alles was man noch hätte, aufzuessen, denn sie nähmen es uns sonst weg. Gefangene schleppten Kübel mit Wasser herbei. Ich aß Sardinen und Marmelade ohne Brot, was ich nicht mehr hatte, und trank mit Vergnügen das klare Wasser. Es war lange her, daß ich so trinken konnte. Kumpels, die Zigaretten hatten, teilten sie mit uns. Wir rauchten. Die Deutschen ließen uns gewähren. Wir bemerkten von hier aus einen großen quadratischen Schornstein. Ich nahm an, meine Kameraden auch, es sei die Küche. Ich erinnere mich, daß er auch zu rauchen schien. Dann kapierte ich, daß es der Schornstein des Krematoriums war. Die Deutschen waren dabei, ihre Opfer von gestern zu verbrennen. Es war in der Tat eine Küche – aber was für eine!

Auf der anderen Seite der Kasernen war ein Zoo mit Löwen, Bären, Tigern und Affen in Käfigen. Vor den Gebäuden der SS machten wunderbare Blumenanlagen und kleine Blumenbeete einen geradezu festlichen Eindruck. Nun verstand ich, warum zivile Deutsche aussagten, daß sie nicht gewußt hätten, was sich im unheimlichen Buchenwald zugetragen hat.

Nach etwa vierzehn Stunden befahl man, sich zu entkleiden. Wir machten jeder ein Bündel mit unseren Kleidungsstücken. Gefangene Russen und welche aus anderen Nationen gaben uns eine Nummer zum Befestigen an diesem Bündel. Das ließ die Vermutung zu, wir bekämen es später zurück. Darin wurden wir aber enttäuscht. So standen wir lange. Dann wurden wir kahlgeschoren. Körper- und Kopfhaar. Wir gingen in die Dusche. Dort schüttete man eimerweise Wasser mit Desinfektionsmittel auf unsere Körper. Dann bepinselte man die intimen Körperpartien mit unerträglich brennendem Zeug. So liefen wir durch Kellergänge und kamen zu einem Magazin. Hier händigte man uns Kleidung aus: eine Hose, eine nicht gestreifte Jacke und -viel zu groß für mich- ein Hemd und Käppi. In diesem Aufzug führte man uns zur Quarantaine-Baracke. Sie war genau dort, wo die „boches“ den Müll abkippen ließen.

Unsere Tage vergingen mit Appellen und Gegenappellen, mit Befehlen und Gegenbefehlen unserer Peiniger. Für nichts wurden wir gequält. Sie verboten sogar, sich zu den Latrinen zu begeben. Mir blieb nichts weiter übrig, als fast vierzehn Tage draußen zu schlafen.

Zwei oder drei Tage nach der Ankunft in Buchenwald machten die Alliierten einen heftigen Luftangriff. Bomben gewaltigen Kalibers fielen ins Lagergelände. Sie trafen vor allem Büros und Räume der SS. So gab es unter uns keine Verletzten, aber es herrschte minutenlang Kopflosigkeit, denn wir hatten keinerlei Schutz, nichts wo wir hätten in Deckung gehen können.

Dann wurde ich zum Arbeiten ausgesucht. Ich mußte Leichen transportieren. Ich mußte sie bis zum Verbrennungsofen des Krematoriums bringen. Ich hatte es natürlich mit Toten zu tun, aber leider, manche lebten noch und schrieten, wenn wir sie auf die Leichenberge ablegten. Es war ein höllisches Geschehen und hinterließ in mir die schlimmsten Eindrücke meiner gesamten Gefangenschaft. Denn es blieb uns nichts anderes übrig, als den Befehlen der SS zu gehorchen. Meine Kameraden und ich wurden stets von mehreren S§lern überwacht. Diese Leute hätten nicht gezögert, den zu töten, der sich widersetzt hätte. Wenn ich zu meiner Baracke zurückkam, waren meine Füße voller Blut, denn ich hatte weder Stiefel noch Schuhe. Beim Bombardement auf das Lager waren die Wasserleitungen zerstört worden, das bedeutete, wir konnten uns weder reinigen

noch etwas trinken. Der Lager-Kommandant ließ eine Pumpe installieren, sie gab einen Strahl für 50 000 Mann. Um einen einzigen Eimer Wasser zu erobern, mußten wir uns zu fünft oder sechst, zusammentun und mit Knüppeln bewaffnen, denn wir mußten uns gegen die Polen wehren. Ich sah wirklich nicht ein, wieso die Polen ein Vorrecht auf Wasser hätten. Sobald sie nämlich einen Franzosen mit einem gefüllten Wassereimer sahen, nahmen sie den weg.

Wir verbrachten weiter die Tage mit Appellen und Gegen-Appellen, ohne etwas anderes zutun als nur die Frondienste des Lagers. Da gab es eines Morgens einen Ernsthaften Appell, bei dem man uns nach Berufen einteilte. Ich gab an, daß ich Dreher in der Metallbranche bin. Alle, die zur Industrie gehörten, wurden zur „Arbeitsstatistik“ geschickt. Wir warteten vor den Büros den ganzen Tag lang, ohne etwas zu essen. Nach dieser langen Warterei schrieb man mich als Spezialisten ein und schickte mich zur Quarantaine- Gruppe zurück. Am nächsten Tag wiederum Appell mit Nummer des Personenverzeichnisses. Dieser Appell dauerte drei Stunden. Es waren 100 Mann, die wiederum zur Arbeitsstatistik mußten. Als wir abmarschierten, sagte ein Kamerad zu mir: „Du hast einen Fehler gemacht, indem du deinen Beruf angabst. Du wirst in eine Fabrik gesteckt. Und das ist schlimm.“ Ich war entnervt und wußte nicht mehr, was ich machen sollte. Wieder zurück, legte man mir ein zu bearbeitendes Werkstück vor. Ich sagte, es sei zu kompliziert für mich, ich wußte nicht, wie es zu machen sei. Das sagte ich aber nur, weil ich nicht in eine Fabrik abtransportiert werden wollte. Nun gab man mir eine Schublehre, mit dieser sollte ich an einem Werkstück Maß nehmen. Ich wollte mich nicht niederschlagen lassen, darum tat ich es und bestimmte die Messung auf 50. „Gut“, sagten sie. Ich gab an, daß ich in dieser Berufsgruppe spezialisiert sei, war aber sehr beunruhigt. Daß es eher eine Chance war, zeigte sich später. Wenn ich nicht ausgewählt worden wäre, in einer Fabrik zu arbeiten, wäre ich nach Ellrich geschickt worden wie alle anderen von meiner Truppe. Dort war es noch viel schlimmer als in Buchenwald.

Ich muß noch erwähnen, daß wir jeden Morgen beim Erwachen einen erhängten Polen oder Russen fanden. Er war von anderen Gefangenen erhängt worden, entweder weil er ein Petzer war oder vielleicht weil er eine Ration Lebensmittel gestohlen hatte. Man fand auch Tote, einfach hingestreckt vor Hunger oder Krankheit so wie sie sich abends zum Schlafen hingelegt hatten. Man fand sie neben den Barackenwänden und in den Klosetts.

3 Uhr morgens mußte ich aufstehen. Viele arbeiteten schon, ich nicht. Es regnete. Ich stand barfuß im Schlamm. Ich brauche nicht mehr davon zu sprechen: Stiefel und Schuhe hatte ich hier nie angerührt. – Man ordnete an, daß sich alle Neuankömmlinge eine Spritze geben lassen mußten. Da es mir nicht ausdrücklich befohlen wurde, versuchte ich dem zu entgehen. Doch die Lager-Polizisten erwischten mich und versetzten mir einige Knüppelschläge. So erhielt ich die Injektion. Nächstentags gab es wieder eine Spritze. Diesmal ging ich freiwillig hin. Diese Sache wurde sehr schnell gehandhabt. In kaum einer Stunde bekamen etwa 1700 Häftlinge eine Injektion. Es gab vier sog. Doktoren. Sie arbeiteten ohne Desinfektion weder der Spritze noch der Kanüle. Am Ende dieser Aktion kleidete man uns wie Zuchthäusler, d.h. gestreifte Hose und Jacke, dazu ein Käppi. So eingekleidet, wurden wir wenige Tage später nach Koblenz transportiert und marschierten in einer Kolonne von ungefähr 250 Mann – Franzosen, Russen und Polen – nach Dernau, etwa 40 Kilometer nordwestlich von Koblenz entfernt.

5. „Rebstock“ – Kommando Buchenwald in Dernau / Marienthal 4.9.1944 – 13.12.1944

Ich war mit einem meiner Kameraden von Chartres, Serge Buthier, aufgebrochen. Nach einigen Tagen kamen wir in Dernau an. Ich arbeitete in einem Stollen. Ich fertigte Teile für die V. 1. Die Arbeit war ziemlich hart, aber mehr litt ich unter Hunger und den Bedingungen, unter denen ich die zugewiesene Sträflingsarbeit ausführen mußte. Außerdem nahmen die Fliegerangriffe immer mehr zu. Wir kamen nicht mehr aus dem Stollen heraus. Nicht nur, daß wir dort arbeiteten, wir aßen und schliefen auch hier. Wir waren sehr unglücklich in dieser Zeit. Man zwang uns ^{von} 24 Stunden 17 Stunden zu arbeiten. Die Ernährung war ganz unzureichend, und der Mangel an frischer Luft ließ unsere Kräfte schwinden. Ich mußte dort drei Monate ausharren, ohne das Sonnenlicht zu sehen. Wir lebten wie Tiere. Infolge der Unterernährung ging unsere Leistungsfähigkeit spürbar zurück. Doch hatten wir auch keine Lust, viel für die „boches“ zu arbeiten. Die, deren Leistung ungenügend war, bekamen zur Strafe Stockschläge. Das ist mir ziemlich oft passiert. Die jedoch, die Sabotage machten oder auch nur in Verdacht dazu gerieten, wurden einfach umgebracht. Während dieser drei Monate wurde ich glücklicherweise nicht krank. Kranke „heilte“ man einfach mit einem Kopfschuß. Ich erwischte nur ein Oedem am Fuß, das ich aber gut wegsteckte. Ich weiß bis heute nicht, wie es heilen konnte, denn es gab ja keinerlei Körperpflege dort.

6. „Rebstock“ - Kommando Mittelbau Dora in Artern 13.12.1944 – 5.4.1945

Ungefähr Mitte Dezember kam ein Befehl zur Evakuierung. Das freute uns, denn wir konnten die Höhle unserer traurigen Erinnerung verlassen. Außerdem vermuteten wir, wenn man uns evakuiert, dann rücken die Alliierten heran. So waren wir froh. Wir vergaßen die hinter uns liegenden Leiden. Wir erfuhren, daß wir über Erfurt oder Leipzig geführt werden sollten. Es war uns egal, die Stadt war uns jetzt nicht wichtig. Was jedoch zählte – und dessen waren wir uns fast sicher – war die Vermutung, wir könnten nicht tiefer fallen.

Eines Morgens – ich habe das Datum vergessen – brachte man uns zum Bahnhof von Dernau. Wir waren nicht viele, doch es fehlten Waggonen, so pferchte man uns zu 90 in einen Waggon. Es war sehr kalt. Wir konnten uns nicht bewegen. Ich fand mich am besten damit ab. setzte mich in eine Ecke und wartete. Worauf? Ich wußte es nicht.

Unsere Fahrt dauerte drei lange Tage. Dann erreichten wir Artern. Ich wurde einem Kommando zugewiesen, das mir zunächst etwas weniger hart schien. Die Schlafbedingungen waren besser als in Dernau, jedoch Ernährung und Behandlung waren spürbar die gleichen. Wir hatten keineswegs unser Leben gewechselt, waren nicht etwa an menschliche SSler geraten. Ich erinnere mich, daß man uns hier in der Weihnachtsnacht mit bloßen Füßen im Schnee stehen ließ. Der erste, der es nicht aushielt, wurde niedergeknüppelt. Dies als Maß für die Repressalien. Ein Kamerad versuchte zu fliehen, er wurde gefaßt und danach erhängt. Dem Lagerkommandanten war nichts Besseres eingefallen, als in dieser Weihnachtsnacht den Leichnam vor unseren Augen an einen Balken zu hängen. Ich litt entsetzlich und weinte im Stillen. Ich dachte an meine Familie in Frankreich.

Weihnachten, das Familienfest, hatte die Sehnsucht nach meinen Lieben noch vertieft. In diesem Kommando hatte ich in einer großen Werkstatt Radioteile zu montieren. Andere arbeiteten in einer Fabrik zur Getreideverarbeitung. Sie brachten von Zeit zu Zeit Gerstenkörner mit. Ich sah mit an, wie sie diese mit Lust verzehrten. aber hier hatten alle Hunger: an Teilen war nicht zu denken.

Eines Tages hatte ich mir ein kleines Kreuz aus Holz gebastelt. Ich hatte ein Loch hineingebohrt, einen Bindfaden hindurchgezogen und es so um meinen Hals gehängt. Der Lagerälteste hat es mir weggenommen und mir eine ordentliche Tracht Prügel verabreicht.

Im Februar wechselten wir das Kommando und mußten alle in der gleichen Fabrik Radioteile bearbeiten. Die Deutschen stellten fest, es wäre nicht genügend Stacheldraht um unsere Schlafbaracke. So bestimmten sie, uns eine andere außerhalb der Stadt liegende, zu verfrachten. Es war sehr kalt. Sie zwangen uns, kalt zu duschen. „Das tötet die Läuse“, sagten sie. Dann wurde ich beauftragt, Bretter zu transportieren, mit denen neue Baracken errichtet werden sollten. Die Lebensbedingungen waren hier besser. Wir schliefen in einem vierstöckigen Bett, aber jeder hatte seine eigene Kojе. Einmal fragte ein Kamerad einen SS-Chef, ob er an seine Familie schreiben könne. Dieser verneinte, denn so würden Nachrichten über die V 1 weitergegeben. Hier arbeitete ich bis Anfang April. Eines Morgens begannen die deutschen Meister und Arbeiter damit, eilig alle Maschinen, die für unsere Arbeit nötig waren zu verschrotten und zu zerstören. Wir schlossen sogleich daraus, daß die Alliierten einen gewaltigen Vormarsch gemacht hatten. Wir strahlten vor Freude. Wartend verbrachten wir den Tag. Auf deutscher Seite brodelte es heftig.

7. Evakuierungsmarsch über Bottendorf, Roßleben, Wangen, Nebra, Laucha, Naumburg, Stößen, Zeitz, Rehmsdorf 5.4.1945 – 8.4.1945

Am nächsten Morgen erreichte das Lager eine Anordnung. Das Kommando sollte geräumt werden. Wir marschierten 35 km zu Fuß. Die tägliche Essenszuteilung verminderte sich noch. Die Tagesration bestand aus 200g Brot und ungefähr 10g Margarine. Am 2. Tag konnte ein alter Pole – erschöpft vom Marsch und überhaupt der Gefangenschaft – nicht mehr weiter. Die SS tötete ihn durch Genickschuß. Nachmittags brach ein anderer Gefangener von etwa 20 Jahren zusammen. Er bat inständig um sein Leben. Trotz der herzerreißenden Schreie des Jungen, schoß ihn ein „boche“ kaltblütig in die Brust. Womöglich fand er diesen Schuß nicht ausreichend, denn er verabreichte ihm fünf.

Unser langer ermüdender Marsch führte durch ein Deutschland, von dem wir spürten, es war selbst auf dem Punkt, um Gnade zu bitten. Wir begegneten Zügen von Flüchtlingen, auch flüchtenden Kolonnen der „Großen Wehrmacht“. Die Soldaten wußten nicht, wohin sie sollten. Um es genau zu sagen, die deutsche Armee hatte eine schlechtere Moral und war mutloser als die unsere im Jahr 1940.

8. Das Vernichtungslager Rehmsdorf 8.4.1945 – 12.4.1945

Am 5. Tag erreichten wir ein Lager für Juden in Rehmsdorf. Die gefangenen Juden waren richtige Leichen. Es waren ungefähr 3000. Man sortierte uns: Juden auf die eine Seite, Polen sowie Russen auf die andere. Französische Arier kamen in einen Block daneben. Ich wurde in eine Baracke gesteckt, wo es keine Pritschen zum Schlafen gab. Wir wurden von Flöhen, Wanzen und unzählbaren Läusen heimgesucht. Da wir kein Wasser hatten, entfiel jegliche Hygiene. Die ganze Nacht lang stritt man sich in dieser Baracke. Ich fragte mich, warum. Ich hatte den Eindruck, daß manche anfangen, verrückt zu werden. Dann schummelte ich mich zum Schlafen in die Krankenabteilung. Am Morgen ging ich zurück. Es wurde noch schlimmer. Ich mußte nun arbeiten. Mittags gab man uns nur ein bißchen Kaffeez. Wir hatten solchen Hunger, daß wir auch den Satz aufaßen. Abends kriegten wir eine schechte Suppe, einmal in zwei Tagen ein 2 kg-Brot für sechs Leute. Durchfall schwächte uns. Immer entleerten einige ihre Därme. Die Juden aßen alles, was sie nur fanden. Daß ich meinen Kameraden Buthier zur Seite hatte, hielt meine Moral noch aufrecht.

Einige Tage später kam in dasselbe Lager ein anderer Konvoi aus Ungarn. Es waren Frauen, Greise, Kinder. Juden? Ich wußte es nicht. Nach der Ankunft dieses Konvois befahlen die „boches“

uns, etwa 20 Franzosen, eine Grube von etwa 10 m Länge, 8 m Breite, 3 – 4 m Tiefe, auszuheben. Anderntags mußten wir dort alle begraben, die an Hunger, Entkräftung, schlechter Behandlung gestorben waren. In einem Waggon dieses Ungarn-Konvois fand ich einen in eine alte Jacke liegengelassenen kleinen toten Jungen von ungefähr vierzehn Jahren. Ich wollte ihn nicht einfach so in die Grube werfen, wie wir es mit den anderen Leichen machten. Ich nahm ihn in meine Arme und legte ihn sanft zu den anderen. Das beobachtete ein SS-Soldat. Er legte den Daumen an die Stirn und sagte: „Varük!“

Wir wußten, daß die Alliierten nicht weit entfernt von uns waren. Eines Nachts: schnell! Wir mußten das Lager verlassen. Die Juden plünderten die Magazine. Wir amüsierten uns über sie. Die SS ließ sie gewähren, dann bekamen sie plötzlich Wut und schossen. Es gab viele Tote.

9. Räumungstransport: Rehmsdorf, Altenburg, Gößnitz, Glauchau, Chemnitz, Flöha, Pockau-Lengefeld, Marienberg, Reitzenhain 8.4.1945 – 18.4.1945

Von der Krankenstation dieses Lagers, das ja ein Vernichtungslager war, kamen die Schwerkranken und schlossen sich unserer Kolonne an. Es waren richtige Skelette. Ich fragte mich, wie das gehen sollte. Sie konnten nicht laufen. So blieben sie zurück. Offiziere gaben Befehl zum Aufbruch. Wir gingen zwei – oder dreihundert Meter. Stillstand. Wir warteten. Da hörten wir Schüsse. Es waren unsere Henker, die die auf der Krankenstation Zurückgebliebenen töteten.

Erneuter Aufbruch. Man führte uns auf einen Güterbahnhof und verlad uns in offene Waggonen. Es regnete. Wir waren ganz durchgefroren. Der Zug fuhr einige Stunden lang. Wir erreichten das Sudetenland. Halt auf einem Nebengleis mitten im Wald. Wir bekamen nichts zu essen. Wir froren sehr, wir hatten ja keine warme Kleidung. Es regnete weiter, außerdem war dichter Nebel, der uns bis auf die Knochen durchfeuchtete. Viele Kameraden starben vor Kälte und Hunger. Die „boches“ ließen wieder eine große Grube ausheben. Man begrub sie darin wie krepierende Hunde. Ich brauchte mich an dieser schrecklichen Arbeit nicht zu beteiligen. Darüber war ich froh, denn es ist zu betrüblich, mitanzusehen zu müssen, wie diese armen Menschen fern der Heimat, fern von ihren Lieben, einfach verscharrt wurden. Ein französischer Arzt sagte mir, es seien 800 – 900 Tote gewesen.

Wir blieben vier Tage in diesem Wald. Man gab uns dann ein wenig Brot und eine magere Suppe aus Wasser und Mehl. Trotzdem fanden wir sie gut, denn wir hatten Hunger. Leider bekamen wir nur diese eine Mahlzeit in den vier Tagen.

Am 5. Tag gab man Abmarschbefehl. Nun waren wir weniger zusammengedrängt, denn wir hatten den Platz der Verstorbenen. Wir fuhren etwa zehn Kilometer, da hielt der Zug wieder. Anglo-amerikanische Flugzeuge flogen über uns, der Zug wurde angegriffen. Es brach Panik aus. Wir retteten uns in den Wald und in die Felder. Dort rafften wir Eßbares zusammen, alles was wir Flüchtenden nur fanden. Eine Bombe fiel nur einige Meter neben mich. Noch heute ist es mir wie ein Wunder, daß ich unverletzt blieb. Neben mir wurden viele getötet oder schwer verletzt. Es blieb uns dann nichts anderes übrig, als zum Zug zurückzukehren, denn die SS, auch Zivilisten, jagten uns. Sie schossen auf Flüchtende. Beim Zurückkommen bemerkte ich, wieviele Tote und Verletzte es wiederum gab. Die SS füllte zwei Waggonen mit Leichen, sie töteten die Verwundeten. Diese füllten den dritten Waggon. Die Lokomotive war zerstört. Wir mußten nun zu Fuß weitermarschieren.

10. Todesmarsch: Reitzenhain, Hora Svateho Sebastiana, Postoloprty, Locosice, Litomerice, Terezin, Prague 8.4.1945 – 11.5.1945

Sobald es Kranke gab – vor Hunger oder Erschöpfung – wurden sie von den „boches“ getötet. Sieließen sie einfach im Straßengraben liegen. Wir marschierten 80 km in zwei Tagen und kamen schließlich in die tschechische Stadt Litomerice. Dort steckte man uns in ein Lager. Von 3500 Gefangenen beim Abmarsch von Rehmsdorf waren noch etwa 1000 übriggeblieben. Am Abend gab man uns einen Eimer Kaffee für 100 Mann. Obwohl ich sehr viel Durst hatte – seit 48 Stunden hätte ich nichts zu mir genommen – versuchte ich gar nicht erst, davon etwas abzubekommen, weil man um seine Ration kämpfen mußte. Ich tat gut daran, denn sie verschütteten viel dabei.

Wir schliefen draußen. Da wir in keiner guten physischen Kondition waren, konnten wir die Nachttemperaturen nicht aushalten. So lagen jeden Morgen 30 – 40 Tote auf dem Erdboden. Eines Morgens beim Appell trennten uns die „boches“ von den Juden. Wenige Stunden später Aufbruch der Arier. Wir blieben acht Stunden lang in einem Zug, der nach Belieben vorwärts oder rückwärts fuhr, denn wir waren zwischen die Amerikaner und die Russen geraten. Wir hielten auf einem Abstellgleis. Hier wurden wir von jungen SS-Adjutanten bewacht. Diese Aufsicht war sehr streng. Wir mußten vor unseren Aufsehern die Mützen ziehen, wenn wir nicht geschlagen werden wollten. Dennoch die Ernährung wurde abgedeckt: täglich 1kg Brot für 10 Mann.

Eines Abends behauptete ein SS-Wachmann, es seien 500g Brot gestohlen worden. Das geschah im zweiten Waggon entfernt von dem meinen. Die 80 Mann des betreffenden Waggons mußten aussteigen. Als Strafmaßnahme ließ man sie „Gymnastik“ machen. Wer diese Schikane nicht mitmachte, wurde sofort getötet. Wahrscheinlich gab es 35 Tote, manche meinten, es wären 40 gewesen. Während dieses mörderischen Geschehens gellten ihre Schreie. Sie riefen: „Maman, Maman!“ Andere baten um Erbarmen. Aber die Mörder ließen sich durch diese herzerreißenden Rufe nicht erweichen. Am nächsten Morgen befahl man mir und fünfzehn meiner Kameraden, die Opfer zu begraben. Wir legten die blutenden Leichen in ein Massengrab zusammen mit denen, die an Erschöpfung gestorben waren. Ein SS-Offizier sah uns dabei zu. Da einige nicht ihr Käppi zogen, erschöß er noch fünf Mann dazu.

Zwei oder drei Tage danach zogen wir weiter. Nach einem Marsch, der mir unendlich schien, denn ich war völlig am Ende meiner Kraft, kamen wir in eine große tschechische Stadt. Die Tschechen gaben uns ausreichend zu essen. Viele starben trotzdem. Am nächsten Morgen erneuter Aufbruch. Abends waren wir in der Umgebung von Prag.

11. Die Freiheit – Prag 11.5.1945 – 17.6.1945

Hier versuchte ich mich in Sicherheit zu bringen. Ich verkrümelte mich. Doch hatte ich völlig den Kopf verloren. Ich wußte einfach nicht, was ich machen sollte. Ich konnte nicht mehr. Glücklicherweise hatte mich kein SS-Wachmann bemerkt. Ein Tscheche las mich auf, steckte mich in einen Lastwagen und brachte mich in ein Hospital, wo ich von Ordensschwestern sehr liebevoll gepflegt wurde.

Vom Bett aus hörte ich dann den Kampfärm der kriegerischen Auseinandersetzungen, die sich in der Stadt abspielten. Einige Geschosse krachten auf das Klinikgebäude. Am 11.5. hörte die Schießerei auf. Die Kanonen donnerten nicht mehr. Prag war in die Hände der Russen gefallen. Nun zogen die SS-Soldaten und auch zivile Deutsche in langen Kolonnen durch die Straßen. Ich war

frei! In der tschechischen Hauptstadt herrschte allgemeiner Jubel. Ich hörte in meinem Krankenzimmer Freudenschreie und Jubelrufe.

Im Krankensaal lagen auch andere deportierte Kameraden. Im Nebenbett lag ein 21 jähriger Landsmann von mir. Er maß ungefähr 1,80 m und wog nicht mehr als 38 kg. Er hatte keine Kraft, aufzustehen. Ich half ihm, sich aufzurichten, gab ihm zu essen, leerte auch seinen Schieber und Spucknapf. Der arme Junge hatte zwei tuberkulös infizierte Lungen. Als ich nach Frankreich zurückgekehrt war, erfuhr ich von seiner Mutter, daß er kurz nach seiner Heimkehr gestorben war. Eines Morgens mußte ich dieses Hospital verlassen. Man wollte hier tschechische Schwerverletzte behandeln. Ich war auf gutem Weg zur Gesundung. So verlegte man mich in ein allgemeines Krankenhaus. Daraus konnte ich den Nutzen ziehen, die Stadt Prag zu besuchen und alle ihre Kirchen zu besichtigen. Es gibt sie in großer Anzahl. Sie geben der Stadt ein großartiges Flair von Schönheit und Freiheit.

Fünf oder sechs Wochen danach, am 17.Juni, stieg ich in ein Flugzeug und war am Abend in Paris. Am nächsten Tag, den 18.Juni, war ich in Jony. Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder und meine Schwester waren außer sich vor Freude. Ich war es auch.

Geschrieben im Schloß du Corvier à Vouzon am 23.10.1945

Roger Detournay

Kameraden vom Konvoi des 15. August 1944, die mit Roger Detournay in der Gruppe der Resistance zusammen waren.

Bienfait Robert, geboren am 2.5.1928, Maler. Nach Buchenwald deportiert. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77917. Mit 17 Jahren in Deutschland verstorben.

Buthier Roland, geboren am 17.8.1925 in Chartres, Schlosser. Nach Buchenwald deportiert. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 81587. Wurde nach Dora kommandiert. Mit 19 Jahren in Deutschland verstorben.

Buthier Serge, geboren am 6.5.1927 in Chartres. Nach Buchenwald deportiert. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Beruf: Mechaniker. Kommando „Rebstock“ in Dernau, dann Artern. Todesmarsch Richtung Tschechien, Durchgangslager Rehmsdorf. Befreiung im Alter von 18 Jahren.

Delepine Ernest, geb. am 5.11.1923. Nach Buchenwald deportiert. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77902. Beruf: Mechaniker. Verstorben in Buchenwald am 28.2.1945 mit 22 Jahren.

Deseyne Guy, geb. am 7.7.1926. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77921. Beruf: Dreher. Befreiung im Alter von 19 Jahren.

Glubersac Michel, geb. am 19.4.1926 in Chartres, Zeichner. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77919. Bei seiner Befreiung 19 Jahre alt.

Guillory Georges, geb. 30.9.1900 in Paris, Ingenieur. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77901. Verstorben in Deutschland mit 45 Jahren.

Juillet Jean, geb. 20.1.1927 in L'Île Bouchard, Schmied. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77924. Verstorben in Deutschland am 20.2.1945 mit 18 Jahren.

Pirette Alfred, geb. am 2.10.1926 in Paris, Zeichner. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944, Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77903. Verstorben in Deutschland mit 19 Jahren.

Ramolet Henri, geb. am 5.2.1926 in Illiers, Sattler. Deportiert nach Buchenwald. Abmarsch von Paris am 15.8.1944. Ankunft in Buchenwald am 20.8.1944. Personenverzeichnis Nr. 77904. Bei seiner Befreiung 19 Jahre alt.

Nota – Anmerkung

Es waren zwölf Mann der gleichen Gruppe der Resistance, die am 15.8.1944 Paris verlassen mußten. Sieben von ihnen verstarben in Deutschland. Durchschnittsalter 22 Jahre.

Bei Heimkehr nach Paris sind es fünf Personen, Durchschnittsalter 19 Jahre.

Der Eisenbahnzug wird am 8.5.1945 in Kapitz von tschechischen Partisanen befreit.

50 Gefangene von Artern überlebten den Todesmarsch. Wieviele Franzosen? Fünf? Zehn?

Von 148 Franzosen, die nach Dernau gekommen waren, sind drei – sieben Prozent Überlebende nach Paris zurückgekehrt. Einige nur, um wenig Zeit danach dort zu sterben.

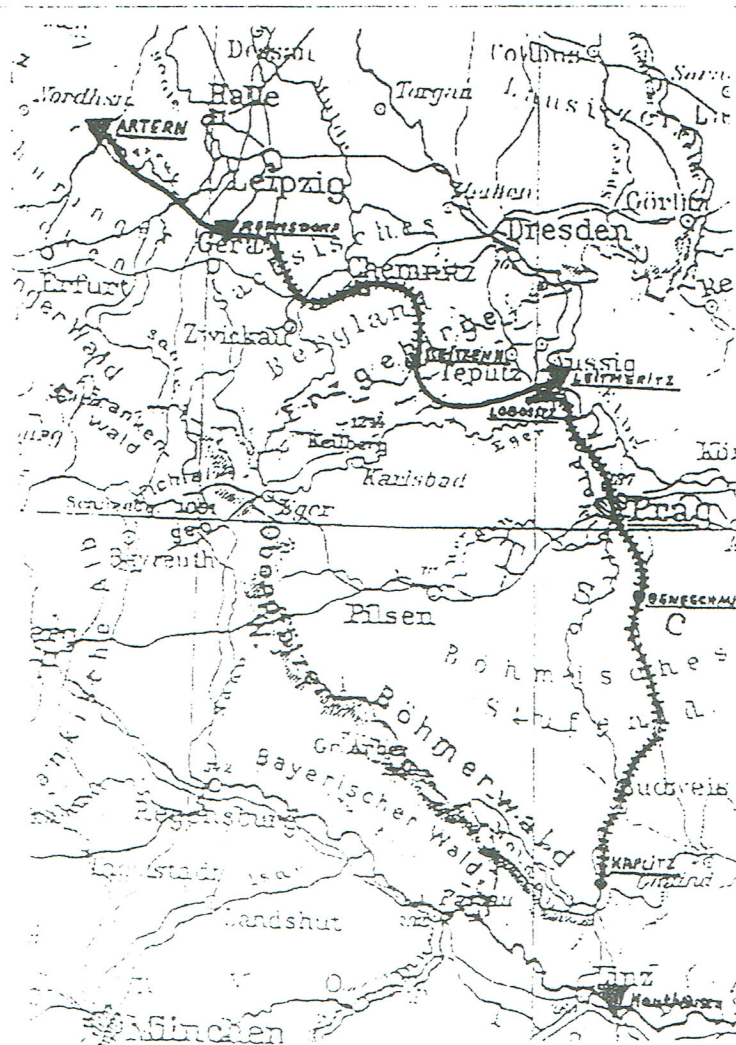
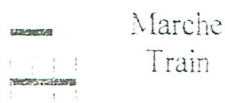


Photo 1 - 27. Evacuation du camp de Artern - Saxonie - 8 mai 1945



Karte: Mitteldeutschland - Böhmen

Bahntransport von Dernau nach Artern, 3 Tage, Dez.1944 (Nr.6)
 Fußmarsch von Artern nach Rehmsdorf, 5 Tage, April 1945 (Nr.7)
 Bahntransport Rehmsdorf - Reichenhain, Wald 4 Tage (Nr.8), (9)
 Fußmarsch von d.Grenze nach Lobositz (Elbe) - Bahn Prag (Nr.10), (11)
 Mai-Juni 1945